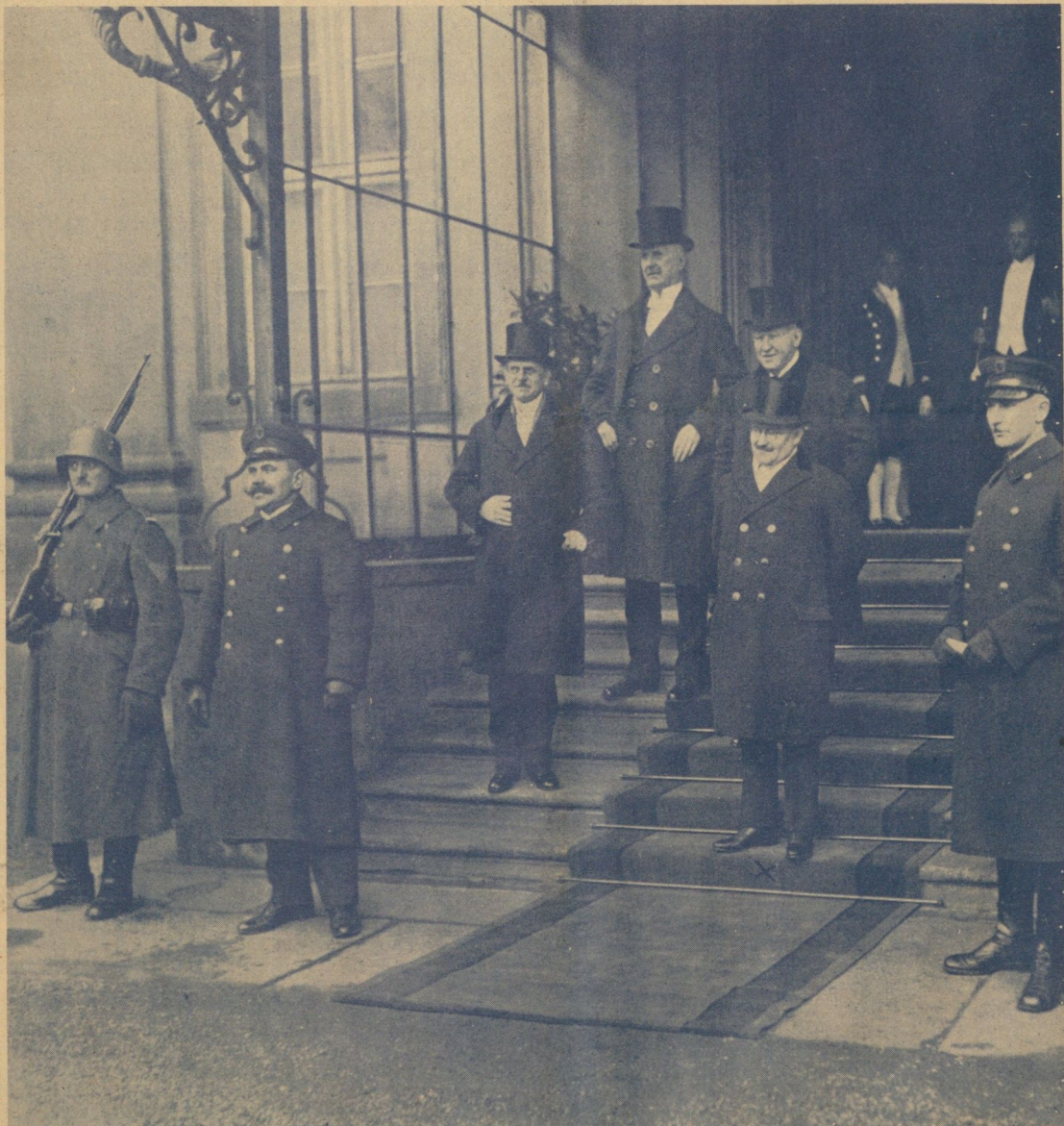


Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

NR 3

Wochenbeilage zum „General-Anzeiger“

1926



Neujahrsempfang der ausländ. Diplomaten beim Reichspräsidenten

Das Präsidium des Reichstages, an der Spitze der Reichstagspräsident Löbe (×), verläßt das Reichspräsidentenpalais. [U-B-E]

Die Czuroiskys

EINE ERZÄHLUNG AUS POLEN VON V. BETHUSY-HUC.

(Fortsetzung)

Sascha blickte mit weit geöffneten Augen hinab auf das gequälte Tier. „Er wird es zu Tode hehen“, murmelte sie. Eben brach das Pferd wieder dicht vor der Rampe zusammen.

„Auf, vorwärts!“ schrie Graf Amand.

Sascha machte eine heftige Bewegung. Sie lud ihr Gewehr.

„So soll es nicht enden“, rief sie. Im selben Augenblick blickte es hell auf, ein Schuß krachte, und unter dem verwehenden Pulverdampf wurde das Pferd sichtbar, das tödlich getroffen vor der Rampe lag.

„Sascha!“ rief Wenzel, unwillkürlich an ihre Seite tretend.

„Sascha!“ schrie auch Graf Amand, wütend auf die Rampe zustürzend.

Sascha hielt noch das Gewehr in der Hand und blickte ihrem Vater mit blühenden Augen fest und unerschrocken entgegen.

„Du wagst es, mir entgegenzutreten?“ schrie er außer sich.

„Du hättest das Pferd zu Tode gebeht“, sagte Sascha, und ihr kleiner roter Mund zuckte in dem blassen Gesichtchen wie von verhaltenen Tränen.

„Was ging dich's an? Kann ich nicht tun und lassen, was ich will?“

„Nein, nein, das war unwürdig, ein Tier zu quälen“, sie richtete sich stolz auf, jede weichere Bewegung war aus ihrem Gesicht verschwunden, und ihre Augen blickten ihn herausfordernd an. „Ich will das nicht sehen, ich dulde es nicht.“

„Sascha!“ Die schwere Peitsche hob sich in Graf Amands Hand. Da warf Wenzel Czaroisky sich zwischen Vater und Tochter.

„Zurück, berühre sie nicht — du rasest!“ rief er außer sich.

Graf Amands Augen schienen förmlich aus ihren Höhlen treten zu wollen, sein fahles Gesicht war furchtbar verzerrt, und unfehlbar wäre die schwere Peitsche auf Wenzels Haupt herabgefallen, wenn die anderen nicht dazwischen gesprungen wären und die beiden Vekttern auseinander gedrängt hätten!

„Warum traten Sie zwischen uns?“ fragte Sascha. „Ist es nicht gleichgültig für Sie, was ich tue und was aus mir wird?“

„Sascha! Ich wünschte, ich hätte Gelegenheit, mein Leben für Sie einzusetzen!“

Sonst lächelte Sascha, wenn die jungen Herren ihr ähnliche Redensarten machten. Jetzt durchbebt sie ein freudiges Erschrecken, verwirrt schlug sie die Augen nieder. Auch Wenzel sah sehr ernst aus. Es war keine galante Huldigung, es war sein innerstes Empfinden, was er ausgesprochen hatte, schneller und deutlicher, als er es selbst gewollt, war es über seine Lippen getreten. Er hatte Saschas Hand erfaßt, sie standen einen Augenblick nebeneinander, wortlos, bewegungslos, aber ihre Hände hielten sich fest umschlungen.

Indes standen die anderen, ein bald vor-, bald rückwärts drängender Haufe, auf den Stufen der Rampe.

„Wer will mich hindern, meine Tochter zur Rede zu stellen und zu strafen?“ schrie Graf Amand. „Ist's nicht mein Recht? Wagt euch, ich schlage jeden nieder, der mir in den Weg tritt!“

Er tobte und hieb in blinder Wut um sich wie ein verwundeter Eber.

Einen Augenblick schaute Sascha auf die wilde Gruppe vor sich hinab, ihre Hand zitterte leicht, aber sie schüttelte den Kopf, als schäme sie sich ihrer Angst, und gleich darauf glitt ein Zug fester Entschlossenheit über ihr Gesicht.

Sie stand auf der obersten Treppenstufe.

„Lassen Sie ihn gewähren, meine Herren, es ist mein Vater, er verlangt nur sein Recht!“ rief sie hinab.

Anwillkürlich wandten die Herren sich um. Der Weg zwischen ihr und ihrem Vater war frei. Wenzel starrte ihr erschrocken nach, bereit, ihr jeden Augenblick beizuspringen.

„Vater, vergib mir“, rief Sascha, „ich konnte nicht anders!“

„Anförmige, mir zu trösten!“ Er hob wieder die Peitsche. Sascha sprang zur Seite, so daß der Schlag sie nicht erreichte.

„Vater“, rief sie, das Gewehr erhebend, „wenn du mich triffst, deinem Schläge würde diese Kugel in meine Brust folgen. Ich bin eine Czaroisky und weiß, was ich mir und meinem Namen schulde!“

„Das ist der rechte Weg! Sie ist ein Teufelsmädchen!“

murmelte einer der Herren, Wenzel zurückhaltend, der sich wieder zwischen Vater und Tochter stellen wollte.

„Sie braucht unser aller Hilfe nicht, sie wird allein mit ihm fertig“, setzte er hinzu.

Vater und Tochter hatten die Blicke fest aufeinander geheftet. Keine Muskel zuckte in Saschas Gesicht, ihre Hand, mit der sie das Gewehr gegen ihre Brust erhoben hielt, zitterte nicht. Graf Amand stieß mit dem Peitschenstiel auf den Boden und wandte sich kurz um.

„Ich trau's ihr zu!“ brummte er, „schade, daß sie kein Mann geworden ist.“

Und im nächsten Augenblick regnete es Peitschenhiebe auf die Rücken der Pferdeknechte, die mit offenen Mäulern am Fuß der Treppe standen und Zeugen des Streites ihrer Herrschaft gewesen waren.

„Was habt ihr hier zu stehen, Schlingel?“ wetterte der Graf. „Könn't ihr nicht das tote Pferd aus dem Wege räumen? Sollen wir uns darüber die Beine brechen? Macht Platz!“

„Mein Kompliment, schöne Sascha“, flüsterte einer der Herren ihr zu. „Sie haben gesiegt, wie immer.“

Sie wandte sich Wenzel zu.

„Finden Sie mich jetzt verabscheuenswert, weil ich selbst für mich eintrat?“ flüsterte sie.

„Sascha, welch ein Gedanke!“

„Oh, ich bin unweiblich, heftig, ganz anders wie Ihre deutschen Frauen, ich weiß es wohl!“

„Sascha, liebe Sascha!“ Seine Stimme klang bewegt, sie sah zu ihm auf. Ihre Blicke tauchten ineinander, Saschas Gesicht erglühete wie eine Gletscherfirne unter dem Ruf der Morgen-sonne. Der „gleichgültige“ Ausdruck, der sie so verletzt hatte, war aus Wenzels Gesicht verschwunden. Seine Augen leuchteten hell auf.

„Treten Sie ins Haus, Sascha“, begann jetzt Wenzel leise, „überlassen Sie es uns, Ihren Vater zu beruhigen.“

„Nun, mein deutscher Vetter“, rief Graf Amand, der, von den anderen Herren umringt, am Fuß der Treppe stand, „ist dir die Jagdlust vergangen durch die kleine Schußprobe, die Sascha uns gegeben hat? Oder glaubst du, daß die Rusine so schwache Nerven hat, um hinterdrein noch deiner beruhigenden Worte zu bedürfen? Ha, ha, er ist wahrhaftig noch ganz blaß! Man erschrickt in Deutschland leicht? Was?“

Wenzel wandte sich hastig nach dem Sprecher um, aber als beeinflusse ihn Saschas bittender Blick, auch ohne daß er ihn sah, bezwang er sich und sagte ruhig:

„Meine Erfahrungen sind noch zu jung, um entscheiden zu können, ob der Deutsche oder der Pole schreckhafter ist.“ Dann stieg er die Stufen hinab und schloß sich den Herren an, während Sascha im Hause verschwand.

„Die Pferde her!“ schrie Graf Amand seinen Leuten zu. „Denkt ihr, daß wir heute zu Hause sitzen bleiben? Sattelt den Schimmel für mich, da der Teufel den Rappen geholt hat!“ Er wandte sich um und sah, daß Sascha nicht mehr im Hofe war. „Launenhafte Here“, brummte er, „es ist Zeit, daß ein jüngerer Mann als ich sie regiert.“

Die Tore des Schloßhofes öffneten sich wieder. Die Pferde stampften wiehern den Boden, die Hunde bellten, lauter Zuruf der Knechte mischte sich dazwischen, und der bunte Jagd- zug zog über den sonnigen Sandplatz dem graugrünen Kiefern- walde entgegen, in dessen Schatten er verschwand.

Hinter einem der kleinen Fenster des Schlosses stand Sascha und blickte ihm nach. Nicht zürnend und schmallend, einer beleidigten Königin gleich, wie ihr Vater sie sich vorstellte, sondern mit einem süßen, seligen Lächeln um den Mund stand sie da, und während helle Tränen ihre Wangen überströmten, flüsterte sie: „O mein Gott, er liebt mich — er liebt mich!“ Sie war glücklich, daß sie nun allein war und über die selige Gewißheit, welche ihr aus Wenzels Blicken entgegengestrahlt hatte, nachdenken konnte. Die ganze Szene mit ihrem Vater verschwand in ihrer Erinnerung wie ein häßlicher Schatten vor dieser Gewißheit, und die stolze Sascha war nur noch ein liebendes, tändelndes Mädchen, das unzählige Male wieder flüsterte: „Er liebt mich, oh, wie ich glücklich bin, er liebt mich!“

Und nun mußte sie selbst darüber lächeln, daß sie sich eingeredet hatte, ihn zu hassen. „Er gefiel mir ja vom ersten Augenblicke an, als ich ihn sah,“ sagte sie, „und gerade weil er so ernst und stolz war, und mir nicht gleich zu Füßen lag, wie all die andern, oh, gerade darum hab' ich ihn nun, wo sein Blick mir gegen seinen Willen sein Herz verriet, um so lieber!“ Sie öffnete das Fenster. Die Sonne schien lustig ins Zimmer, und ihre Gedanken flatterten dem bunten Jagdzuge nach. Aber so hell der Himmel auch strahlte, allmählich bedeckten ihn dunkle Wolken, und ein Windstoß fuhr über den Kiefernwald dahin, daß seine Zweige sich ächzend neigten. Und mit den dunklen Wolken kamen für Sascha düstere Gedanken.

War sie nicht ein törichtes Kind, daß sie all ihre Glücksträume auf einen einzigen Blick baute? Auf einen Ton seiner Stimme, auf einen Blick seiner Augen? Konnte nicht beides trügen? Nein, nein, beides war echt und kam aus tiefster

Seele, sagte Saschas Herz. Aber der Verstand sagte: „Nur ein Ton, nur ein Blick!“ Sie stützte den Kopf in beide Hände. Dann sprang sie plötzlich auf.

„Gewißheit will ich haben,“ rief sie, „Gewißheit, heute noch!“

Erregt ging sie einige Male durch das Zimmer. Plötzlich stand sie still. Wieder war es ein dunkler Wolkenschatten, der über ihren hellen Liebeshimmel flog. Was würde ihr Vater sagen, wenn Wenzel sie wirklich so liebte, wie sie glaubte und hoffte? Ihr Vater war heute nicht freundlich gegen ihn gewesen, aber freilich, Wenzel hatte ihn durch den Ritt auf seinem Pferde gereizt. Er

hatte ihm sein Deutschtum vorgeworfen. Aber Wenzel war ja ein Garoistky, wer weiß, er lehrte vielleicht nach Polen zurück, und er sprach ja so gut polnisch, und — und — o wie viele Gründe hatte Sascha noch, weshalb ihr Vater doch schließlich nichts gegen den Geliebten einwenden könnte. Die Wolken draußen waren indes immer dichter geworden.

„Ich wünschte, sie wären zurück und ich sähe ihn erst wieder vor mir“, flüsterte Sascha und sank in einen der großen Sessel, deren hohe Lehnen mit schwarzem Ledertuch und mit schwarzem verschossenen Seidendamast überzogen waren. „Warum stellen Sie die gleichen Möbel nicht in daselbe Zimmer?“ hatte Wenzel im Hinweis darauf gefragt. Damals lachte Sascha über diese Zumutung. Die Gäste von Cerwionka veränderten so oft die Stellung der einzelnen Sessel, warum sollte man daran denken, ihnen wieder bestimmte Plätze einzuräumen? Jetzt stand sie auf und trug die schweren Stühle von einem Zimmer in das andere, bis alles geordnet war. „Ob er es bemerkt, und was er wohl sagen wird?“ dachte sie dabei. Zwei Tage vorher hatte sie in denselben Zimmern die Außerung getan, die Männer seien nur dazu da, um von den Frauen beherrscht zu werden, das allein gäbe normale Verhältnisse, und wo eine Frau erst anfinde, ihrem Manne kleine Dienste zu erweisen, da habe sie immer verloren Spiel. Solche Worte hatte Sascha gesprochen, und niemand, außer Wenzel vielleicht, hatte darüber nachgedacht, ob es ihr damit Ernst oder Scherz sei. Die jungen Herren hatten nichtsdestoweniger aus ihrem kleinen Schuh den feurigen Ungarwein getrunken, wie es alte polnische Sitte war, wenn man einer Dame huldigen wollte, und Sascha hatte es prächtig verstanden, die Königin in ihrem kleinen Kreise zu spielen. Jetzt dachte sie nicht an das alles. Sie blickte um sich, als habe sie Wenzels Augen im Kopfe und urteilte, wie er wohl urteilen würde. Und da entdeckte sie, daß dicker Staub auf Tischen und Schränken lag, und daß die zerbrochenen Weingläser vom vorigen Abend noch auf dem Kredenztiſch standen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Droschkenspiet des Lebens

Skizze von Hans Magnus Krassl (Nachdr. verb.)

In einer gerade nicht blendend erleuchteten Straße im Berliner Westen steht an einem feuchtkühlen Herbst- abende eine Reihe von Einspännern. Die müden Säule sind sorgsam zugedeckt, und ihre Herren haben ihnen die blechernen Hafereimerchen um den Hals gehängt, aus denen sie eifrig futtern. In einem kleinen Schanklokal aber sitzen und stehen die biederen Kosselenter und genehmigen sich, je nach Bedarf, einen Seidel Bier oder einen kleinen Schnaps. Nur ein Kutscher hat sich in das Innere seines Wägelchens gelegt, sich mit einer alten Decke zugedeckt und döſt vor sich hin. Er will nicht einschlafen, der Fünfundsechzigjährige. Nein, es könnte ja doch noch mal ein Fahrgast kommen, und heute hat Gott-

lieb Werner ohnehin noch nicht viel verdient. Sonst wäre er ja auch mit seiner braven Berta, dem immer noch rüstigen, aber doch auch schon im vorgerückten Semester sich befindenden Schimmel, zu „Muttern“ nach Hause gefahren. Du lieber Gott, für die Droschkentbesitzer sind jetzt sehr schlechte Zeiten! Wer benützt heute noch einen Einspänner? Nur Leute, die sich Zeit lassen können und solche, die am Fahrpreis sparen wollen, denn die Pferdendroschken sind immerhin doch noch etwas billiger als die Kraftwagen!

Gottlieb Werner ist kein Berliner. Er ist ein ostpreussischer Flüchtling, der bereits im Jahre 1914 nach Berlin kam. Damals hatten in dem kleinen Grenzorte, wo Werner sein Gürtchen besaß, die Russen übel gehaust. Gottlieb selbst hatte ja eigentlich noch Glück gehabt. An dem Tage, wo die Russen sein Dorf niederbrannten, die Bewohner zum Teil ermordeten, zum Teil verschleppten, war er mit seinen beiden Schimmeln für die deutschen Soldaten beschäftigt. Er mußte Stroh nach der nahen Stadt fahren, wo die deutschen Husaren im Quartier lagen und, als er am anderen Tag in sein Dorf zurückkehrte, waren die Kosaken glücklich wieder vertrieben worden, aber sie hatten genug Anheil angerichtet. Alle überlebenden Grenzbewohner flüchteten nun in das Innere des Landes. Es gingen auch Flüchtlingszüge geraden Weges in die Reichshauptstadt, und Gottlieb Werner wendete der verwüsteten Heimat blutenden Herzens den Rücken. Seine blühende achtzehnjährige Tochter hatten die Russen mitgenommen. Nie mehr hörte man etwas von dem armen Mädchen. Halb irrsinnig lief Gottliebs Frau bei seiner Heimkehr ihm entgegen. Wie durch ein Wunder war diese gerettet worden. Sämtliches Vieh war geraubt und das stattliche Wohnhaus nebst Scheunen war nur noch ein qualmender Trümmerhaufen.

Gottliebs Frau hatte noch Verwandte in Berlin, die sich der Flüchtlinge annahmen, deren ganzer Reichtum nun noch in den beiden hübschen Schimmeln bestand. Gottlieb entschloß sich, Droschkenkutscher zu werden. Er behielt aber nur ein Pferd, die Berta, das andere mußte zur Anschaffung eines Wägelchens verkauft werden. Im Anfang verdiente Gottlieb in seinem neuen Berufe auch ganz hübsch. Ja, sogar so viel, daß man bei sparsamer Einteilung recht behaglich leben konnte. Man konnte ja auch während des Krieges mit sehr wenigem auskommen, da nichts zu kaufen war und die Lebensweise infolge der fehlenden Nahrungsmittel mehr als dürftig während fünf langer Jahre blieb! Da mußte auch die gute Berta sich mit schmalen Haferrationen begnügen. Aber nachher ließ es



Zwei lustige Kumpane
Originelle Schneestulpan.

[Atlantid]

ihr Gottlieb gut gehen, denn Berta war ihm noch ein Stück Heimat, eine Erinnerung an vergangene schöne Zeiten.

Als man die beiden Schimmel, kräftige, gutgenährte vierjährige Mecklenburger, kaufte, war Heinrich, Gottliebs einziger Sohn, noch zu Hause gewesen. Ob der hübsche stramme Bursch noch am Leben war? Es hatte den unruhigen, unternehmungslustigen jungen Mann nicht mehr daheim, in den engen Verhältnissen, gelitten. Nach erlangter Volljährigkeit war er nach Argentinien ausgewandert. Er war im Jörn von seinem Vater geschieden, denn Gottlieb wollte durchaus nicht haben, daß sein einziger Sohn und Erbe dem Vaterland den Rückenwende. Das war zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges gewesen! — Wer weiß, ob Heinz nicht auch im Kriege hätte fallen können? So wie so war er für seine Eltern tot. Er hatte nichts mehr von sich hören lassen, nachdem seine beiden ersten Schreiben, die er nach seiner Ankunft drüben bald an seine Eltern richtete, unbeantwortet geblieben waren.

Oft gedachten heute die beiden alten Leute, nachdem sie so viel Trauriges erlebt hatten, des Sohnes. Seine Mutter sprach gerne von ihm und fragte immer wieder: „Ob wohl der Heinz noch lebt?“

Sein Vater hörte heute alles geduldig an, er gestand es sich selber nicht ein, daß er längst dem Sohne verziehen hatte und in seinem Herzen immer noch die Hoffnung lebte, eines Tages doch noch einmal etwas von dem Auswanderer zu erfahren. Wenn Heinrich noch am Leben war und wenn er deutsche Zeitungen gelesen hatte, dann wußte er gewiß von dem traurigen Geschehnisse seiner ostpreussischen Heimat. Sein Geburtsort war zwar schon während des Krieges wieder aufgebaut worden. Allgemein aber galten die einstigen Bewohner für tot und verschollen.

So wäre es Heinz niemals möglich, auch, wenn er Nachforschungen hätte anstellen wollen, je noch etwas von seinen Eltern zu hören. Dieser Gedanke quälte seinen Vater zu Zeiten. Auch heute abend grübelte und sann er über sein Schicksal und schwere Sorgen drückten ihn. Wie wollte er weiter bei dem mangelhaften Ver-



Aus zehnjähriger sibirischer Gefangenschaft zurückgekehrt ist der Kriegsfreiwillige Walter Seidel aus Breslau. Neben ihm seine Frau, eine Russin, und seine beiden Kinder.

dienst sein Leben fristen? Seine Frau allerdings trug ja einen kleinen Teil dazu bei, daß man durchkam. Sie suchte durch Stundenarbeit sich einige Pfennige zu verdienen, aber es reichte nicht! Nun waren auch die damals für den Erlös des Gütlehens gekauften Kriegsanleihen wertlos geworden — trübe lag die Zukunft vor dem braven ostpreussischen Flüchtling. Gottlieb fröstelte und Berta hatte ihr Mahl beendet und wieherte ungeduldig. Gottlieb sprang aus dem Wagen, nahm dem Gaul das Futtereimerchen ab und deckte ihn sorgfamer zu, dann schlug er die Arme, die ihm steif geworden waren, gegeneinander, sich zu erwärmen.

Zwei gut gekleidete Spaziergänger bogen im selben Augenblicke in die Straße ein und eine sonore Männerstimme sagte: „Da könnten wir ja auch nach unserem Hotel fahren, Na, meinst du nicht?“ Die schlanke, in einen kostbaren Pelzmantel gekleidete Dame erwiderte: „Wie du willst, Lieber, aber wollen wir nicht ein Auto nehmen?“ Der Herr gab zur Antwort, indem er auf Gottliebs Wägelchen zuschritt: „Nein, Frauen, nehmen wir heute mal eine Droschke, die armen Kutscher wollen auch etwas verdienen, nicht wahr, alter Herr?“ Gottlieb nahm bereits der alten Berta die warme Decke ab und antwortete eifrig: „Gewiß wollen wir auch noch etwas verdienen! Es ist ja so schlecht mit dem Fahren, Sie glauben es gar nicht, Herr! Neulich erst hat sich ein Kollege von mir das Leben genommen, weil er nichts mehr verdiente!“

Der Fremde sagte zu seiner Frau etwas, das Gottlieb nicht verstehen konnte. Es war eine Sprache, welche der alte Kutscher kaum noch gehört hatte. Ehe sich aber die Herrschaften in den Wagen gesetzt und das Ziel der Fahrt angegeben hatten, tätschelte der Herr noch des Schimmels Hals und sagte zu Gottlieb: „Ich habe Schimmel immer sehr gern gehabt! In meiner Jugend bin ich oft mit solchem Gespann gefahren. Wie heißt das Pferd?“

Gottlieb nannte den Namen und der Fremde wiederholte, mit besonderer Betonung:

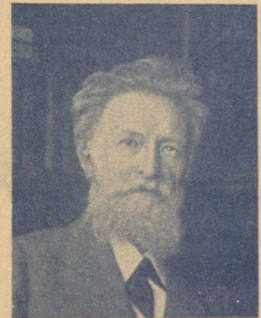
„Berta?“ Der alte Gaul schien die Ohren zu spitzen. Er wandte den Kopf nach dem fremden Herrn, der beim Einsteigen noch erzählte:

„Berta hieß auch eines unserer Pferde zu Hause!“

Gottlieb erkundigte sich nun, aber er tat dies mehr, um gegen den Herrn sich freundlich zu zeigen. „Da sind Sie wohl auch auf dem Lande groß geworden?“

Und der Gefragte erwiderte freundlich: „Natürlich —, und zwar in Ostpreußen!“

Gottlieb fuhr herum und sah sich jetzt den Fremden näher an. Vorsichtig setzte sich Berta inzwischen in Trab. Sie lief



Prof. Rudolf Eucken, der Senior der deutschen Philosophie, vollendete sein 80. Lebensjahr. [Atlantic]

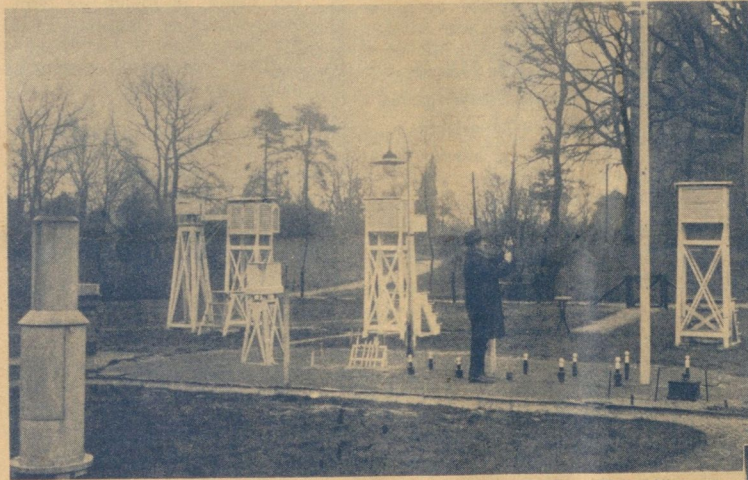


Eine der schönsten Begräbnisstätten Deutschlands
Der neue Friedhof in Garmisch.

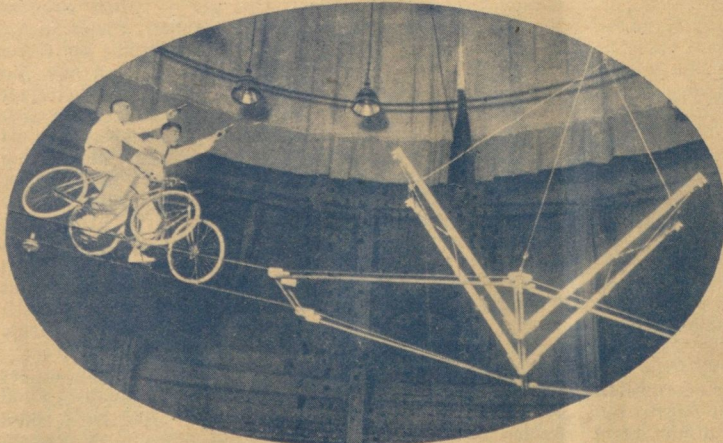
NEUES VOM TAGE



Die großen Überschwemmungen: Auf der Landstraße zwischen Bodenheim und Hausen durchstampfen die Pferde vor einem schwer beladenen Lastwagen mutig die Wellen. [Bennighoven.] — Links: Zum 350. Todestage von Hans Sachs: Denkmal des Schulsterns und Meisterjüngers in Nürnberg. [Atlantic]



Beim Wettermacher: Die „Wetterwiese“ im Park des Observatoriums Potsdam. Wetterhütten zur Aufzeichnung von Lufttemperatur und Feuchtigkeit. Im Boden stecken die Thermometer zur Messung der Erdtemperatur, die 1 cm bis 12 m tief eingebettet sind. [Transatlantic] — Rechts: General von Seedt, der Chef der Heeresleitung, der vom Reichspräsidenten zum Generaloberst ernannt wurde. [Atlant.]



Absturz der Todesflieger in Brüssel: Die bekannnten Berliner Artisten Lente und Bentuhn sind bei der Vorführung ihres Sensationstriks „Das Seil des Todes“ in Brüssel abgestürzt. Während Bentuhn mit schweren Knochenbrüchen davonkam, ist Lente seinen Verletzungen erlegen. [Atlantic] — Rechts: Die modernste Straf-anstalt Deutschlands: Bild in einen Zellenhausflügel im Gefängnis zu Tegel. [Atlantic.]



gemächlich ihren Weg, indem ihr Herr ganz verwirrt sprach: „Das ist aber merkwürdig, ich bin nämlich auch aus Ostpreußen, Herr. Ich habe dort mein schönes Anwesen gehabt, aber durch den Krieg bin ich um alles gekommen!“

Der fremde Herr sagte wieder zu seiner Frau etwas in der fremden Sprache, die Gottlieb nicht verstand, und beugte sich weit vor im offenen Wägelein, um mit dem Kutscher besser reden zu können, den er jetzt gespannt fragte:

„Woher stammen Sie denn, wenn ich fragen darf?“

Gottlieb gab zur Antwort: „Aus der Nähe von Tilsit!“

Aufgeregt forschte der Fremde.

„Doch nicht etwa Piltkallen?“

Gottlieb hätte vor freudiger Erregung beinahe die Peitsche fallen lassen, als er freudig ausrief: „Doch, doch, Piltkallen!“

Und Sie kennen mein Dorf, Herr?“

Der Fremde sah mit Spannung in des Kutschers Gesicht, als suche er darin Bekanntes und meinte dann, indem er jedes Wort eigentümlich betonte: „Piltkallen ist nicht groß — und, wenn Sie aus Piltkallen sind, dann müssen Sie mich oder wenigstens meine Familie gekannt haben — ich heiße Werner!“

Da wäre der alte Mann beinahe vom Bod gepurzelt, so sehr erschrak er! Herr Gott im Himmel: das war ja Heinrich, sein Sohn, sein einziger Sohn — und so ein feiner Herr war der geworden! Ob Gottlieb ihm sich zu erkennen gab? Am Ende schämte der Sohn sich jetzt des Vaters und mit erschreckender Deutlichkeit stand vor seinen geistigen Augen nun die Abschiedsszene, wie der Junge gekleidet und gebeten hatte: „Laß mich nicht so ziehen, nicht im Zorn laß mich scheiden!“ Aber er, der harte Vater, hatte ihn sozusagen vom Hofe gejagt. Gottlieb hatte diese unangenehmen Erinnerungen sich blitzschnell durch den Kopf gehen lassen, da drängte auch schon der Sohn:

„Haben Sie die Werners nicht gekannt? Leider sollen ja die meisten Bewohner von Piltkallen bei Beginn des Krieges von den Russen ermordert worden sein — ich hörte nie mehr etwas von meinen Eltern, seitdem ich 1912 nach Argentinien ausgewanderte, aber nun will ich von hier aus nach der ehemaligen Heimat reisen und dort Nachforschungen anstellen! Vielleicht erfahre ich doch noch etwas über meine Familie!“

Gottlieb hielt nicht länger an sich. Er rief mit von Schluchzen unterbrochener Stimme: „Es ist nicht nötig, Heinrich, daß du nach Piltkallen fährst! Ich bin's ja, dein Vater, der dich fährt!“

Ein Jubelruf kam von des jungen Mannes Lippen. Er umschlang den Alten, schwang sich zu ihm auf den Kutschbock und nun war des Fragens und Erzählens kein Ende. Zu seiner schönen, jungen Gattin gewendet, rief lustig dann Heinrich Werner: „Nia, Vater fährt uns nun mal zuallererst zu meiner Mutter! Die müssen wir heute noch begrüßen und das Wiedersehen feiern — bist doch nicht zu müde, liebes Kind? Sonst fahren wir dich zuerst in's Hotel?“

Aber die junge Gemahlin von Heinrich Werner liebte ihren Enrico zu sehr, sie wollte dabei sein, wenn er mit seinen alten Eltern Wiedersehen feierte, hatte er sie doch so sehr betrauert und längst für tot gehalten.

Margarete Werner sitzt in dem kleinen Gemach, das sie stolz Wohnstube nennen und häkelt eifrig an einer warmen Weste für ihren Gottlieb. Es ist schon halb zwölf Uhr, aber sie weiß, daß Gottlieb Nachtfahrten machen will und kaum vor zwei Uhr zurückkehren wird. Sie hat ihm heißen Kaffee im Ofen zurechtgestellt, damit er sich nach seiner Rückkehr noch ein bißchen erwärmen kann. Sie seufzt, wenn sie daran denkt, daß ihr alternder Mann noch so spät bei dem ungesunden Wetter draußen sein muß. Du lieber Gott, wenn man ihrem stolzen, herrlichen Mann das vorausgesagt hätte damals, wo er noch so sicher und wohlhabend auf der eigenen Scholle saß, ein freier deutscher Bauer! Und wie er damals so hartberzig

gegen sein eigen Fleisch und Blut war! Im Heinrich, ihren Liebling, denkt die Mutter immer noch in schmerzlicher Sehnsucht — ihn betrauert sie nicht wie seine unglückliche Schwester Marga — immer denkt sie, hofft sie noch, der Heinz sei am Leben. Eines Tages, wer weiß, da kommt er wieder — als reicher Mann! so wünscht die liebevolle Mutter — ach, aber dann! Luftschlöffer baut die emsig arbeitende einsame Frau. Dabei schreitet die Arbeit vorwärts und die Zeit wird ihr nicht lang!

Klapp, Klapp — trapp, trapp — trapp, trapp — klapp, klapp, horch! Margarete Werner fährt leicht zusammen und lauscht angestrengt. Sie kennt Bertas Hufschlag von ferne — ja, ja, das scheint wirklich schon ihr Alter zu sein, aber es ist noch nicht zwölf Uhr! Na, gut, wenn er nur da ist! Es war ihm vielleicht zu kalt. Der Wagen hält und Gottlieb knallt lange und vernehmlich mit der Peitsche! Was ist denn da los? Das tut er sonst doch nicht! Er fährt sonst erst, um noch Berta im nahen Stalle unterzubringen. Neugierig geht Frau Werner das Fenster zu öffnen: unten steigen ein Herr und eine Dame

aus und Gottlieb ruft heraus:

„Mutter, mach' schnell und schließ die Haustüre auf! Wir bekommen Besuch!“

So spät noch Besuch! Margarete glättet noch schnell die Tischdecke, die etwas verrußt ist, stellt die Stühle regelmäßig auf und hastet, so schnell sie kann, die drei Treppen hinunter. Floß, der kleine Spitz in der Küche, bellt und möchte mitgenommen sein. Frau Werner weiß nicht wie ihr geschieht, als sie, kaum hat sie die Türe aufgeschlossen, von starken Männerarmen umfaßt wird und eine jubelnde, ach so gut bekannte Stimme, zärtlich spricht: „Nun erschrick mir nicht, Mutchen, ich bin es ja, dein Heinz!“

Sie erschrickt aber doch, die gute Mutter, allein es ist ein froher Schreck, der sie munter und jung macht! — Staunend sieht sie die schöne, elegante

Schwiegertochter an des stattlichen Sohnes Seite — und, als man endlich oben im traulichen Stübchen beisammen ist und sich genügend beschaut, gestreichelt und verwundert hat, beginnt der Sohn zu erzählen. Als er nach Argentinien gekommen war, suchte er sich eine Stelle, die seinen Kenntnissen als Landwirt entsprach. Anfänglich glückte es ihm nicht, das Richtige zu finden, aber dann bot ihm ein reicher Landgutsbesitzer einen Verwalterposten, mehr Aufsichtsposten, auf seinem Besitzum an. Dem Manne gefiel Heinrich, der sich sehr umsichtig und fleißig zeigte, sehr gut — seiner einzigen Tochter Maria Fernanda aber noch besser. Dieses schöne Mädchen setzte es durch, daß der junge Deutsche ihr Gatte ward. Die jungen Leute liebten sich von Herzen und Nia kannte nichts Höheres, als ihren Enrico, dessen einziger Kummer nur war, daß sein Vaterland so unglücklich geworden war und der seine Eltern nach den Zeitungsberichten als tot betrauern mußte. Um sicher zu gehen, hatte Heinrich auch einmal nach Piltkallen an die dortige Behörde sich um Auskunft gewendet, aber nur den Bescheid erhalten, daß die Familie Werner hier nicht mehr lebe. Um so größer war nun des Sohnes Freude, daß er auf so wunderbare Weise seine Eltern wieder gefunden hatte. Nia freute sich mit ihrem Gatten und es wurden die schönsten Zukunftspläne bis spät in die Nacht hinein für die überglücklichen alten Eltern entworfen. Als endlich dann der frohe Vater die jungen Leute in ihr Hotel fahren wollte, graute bereits der neue Tag.

Die müde Berta aber wußte nicht wie ihr geschah, als ihr Herr sie noch einmal angefeuert und aus dem warmen Stall herausgezogen hatte. Er tröstete sie aber und sagte seiner treuen Genossin ins Ohr: „Paß nur mal auf, Bertachen, wie gut wir alle es jetzt kriegen!“ und, als hätte Berta verstanden, wieherte sie laut in die kühle Morgenluft hinaus.

*

Winternachmittag

Die Flocken fallen, langsam, schwer und dicht,
Die Welt einhüllend wie in weißen Duft,
Am alle Dinge weht ein fahles Licht
Und seltsam Brauen zittert in der Luft.

Und alle Menschen sind wie dunkle Schemen,
Die stumm und lautlos durch die Straßen gleiten.
Und einer Seele Sehnsucht mit sich nehmen . . .
Und untertauchen in den weißen Weiten.

Und alle Dinge werden riesengroß
Von Dämmerung geheimnisvoll umspinnen,
Die Erde schläft, all ihrer Sehnsucht los,
Und träumt von Auserstehn und Frühlingssonnen.

Ilse Riem

Herzog Ferdinand und der Stutzer

Eine heitere Begebenheit aus alter Zeit von Hans Runge

Herzog Ferdinand von Braunschweig, der berühmte fredericianische Heerführer und Sieger über die Franzosen bei Minden und Krefeld, besuchte einst nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges die alte Hansestadt Hamburg und stieg dort im Hause eines ihm befreundeten Bankherrn und Großkaufmanns ab. Gleich nach seiner Ankunft begab sich der Herzog, dessen Gastgeber nicht zu Hause war, in schlicht bürgerlichem Reisegewand in eine benachbarte Kirche, deren Glocken gerade zum Gottesdienst tiefen.

Hier wurde Herzog Ferdinand, den niemand unter den Kirchenbesuchern erkannte, und der sich auch nicht zu erkennen geben wollte, in einen Kirchenstuhl geführt, den angesehene Kaufmannsfamilien zu benutzen pflegten.

Kurz vor Beginn der Predigt gesellte sich an des Herzogs Seite ein stutzerhaft gekleideter und parfümierter Kaufmannsjüngling. Dieser sah den unbekanntem Gast, der ob des süßlichen Puderduftes, der dem jungen Elegant entströmte, ein mißvergnühtes Gesicht machte, stolz und erhaben über die Achsel an. Auch ließ der Jüngling merken, daß er mit der einfachen und gar nicht sonntäglichen Kleidung des Fremdlings wenig einverstanden sei, und rückte offensichtlich ein wenig von ihm ab.

Als der Pfarrer seine Predigt in niederdeutscher Mundart beendet hatte, wanderte der Küster, in der Hand den Klingelbeutel haltend, von Bank zu Bank und heimste die Scherlein ein. Der Herzog gewährte das Näherkommen des Almosen sammlers, zog seinen gestickten Beutel hervor und legte eine Silbermünze hamburgischer Prägung neben sein Gesangbuch.

Dem jungen Stutzer war das löbliche Vorhaben seines Nach-

barn nicht entgangen und er nahm sich vor, großspurig und prahlerisch die Gabe des Herzogs zu übertrumpfen, indem er umständlich seine reichverzierte und wohlgefüllte Geldtase zog und ihr einen Dukaten entnahm, den er vor sich niederlegte.

Herzog Ferdinand, der im stillen herzlich über den gezierten Prahlschallachte, griff wieder in die Börse und baute nach und nach zwölf Goldfische vor sich auf. Der Jüngling an seiner Seite wollte aber nicht zurückstehen oder „klein beigeben“ und folgte mit geheucheltem Gleichmut dem Beispiel des Herzogs.

Wenig später war der Mann mit dem Klingelbeutel vor der Bank der beiden Wettseiferer erschienen und hielt den schellenbehängten Sammetfack dem Jüngling unter die Nase. Der zur Spende Aufgeforderte gab sich einen Ruck, richtete sich stolz ein wenig empor und warf mit einer Miene, als gelte es mit einer Handbewegung die gesamten Schulden des Siebenjährigen Krieges auszugleichen, seine blinkenden Dukaten in den Armenbeutel.

Wenig später reichte der überraschte Obolusbeischer dem Herzog den Klingelbeutel. Doch was tat Ferdinand? Er strich, indem er den Jüngling überlegen lächelnd von der Seite betrachtete, seine Goldgulden wieder ein und warf lediglich den zuerst hervorgezogenen Silbergulden in den Beutel.

Als der junge Mann den Namen seines Kirchennachbarn erfuhr, soll er — soweit es ihm überhaupt noch möglich war — ein wenig geistreiches Gesicht gemacht haben. Auch vermied er es geflissentlich, dem herzoglichen Heerführer wieder zu begegnen.

Zur bevorstehenden 100. Wiederkehr des Geburtstages Viktor von Scheffels

Zur bevorstehenden einhundertsten Wiederkehr des Geburtstages Viktor von Scheffels rüstet man sich allenthalben, in Deutschland und Übersee, um diesen Tag in einer dem Dichter würdigen Form zu begehen. Die Annweiler Scheffelreunde ehren ihren Scheffel durch Erstellung eines schönen und stilvollen Denkmals, die Deutschen in Amerika ebenso. Die althistorische Krone in Singen, wo der Dichter wohnte, und in dessen Mauern Scheffel einst an seinem „Etlehard“ schrieb, wird auf Anregung Schweizer Scheffelreunde durch eine Gedenktafel geschmückt werden; die Scheffelbünde in Wien, Singen und Stuttgart planen große Scheffelfeste und die letztere erstellt an einem der schönsten Punkte Stuttgarts einen Scheffelehrenbain. Auch der Buchhandel setzt überall mächtig ein; über 120 Neuherausgaben Scheffelscher Werke werden von bekannten Verlegern angekündigt. Selbstverständlich fehlt auch die Studentenschaft nicht mit Ehrungen für den Dichter; hat er doch seinerzeit dem Rommersbuch fahrender Scholaren manchen dichterischen Beitrag geschenkt. Scheffels Wander- und Trinklieder sind unvergänglich. Im Mittelpunkt der Erinnerungsfeiern für Scheffel werden natürlich Säcklingen und vor allem der Hohentwiel stehen, mit denen der Dichter auf das Engste verwachsen war.

Wir werden in einem späteren Aufsatz eingehend das Schaffen des Dichters würdigen und vor allen Dingen Scheffel als Mensch unseren Lesern näherbringen.

Über Selbstdenken und Lesen

Man kann nicht leicht über zu vielerlei denken, aber man kann über zu vielerlei lesen. Aber je mehrere Gegenstände ich denke, d. h. sie mit meinen Erfahrungen und meinem GedankenSYSTEM in Verbindung zu bringen suche, desto mehr Kräfte gewinne ich. Mit dem Lesen ist es umgekehrt; ich breite mich aus, ohne mich zu stärken. Merke ich bei meinem Denken Lücken, die ich nicht ausfüllen, und Schwierigkeiten, die ich nicht überwinden kann, so muß ich nachschlagen und lesen. Entweder dieses ist das Mittel, ein brauchbarer Mann zu werden oder es gibt gar keins.

Zwei Absichten muß man bei der Lektüre beständig vor Augen haben, wenn sie vernünftig sein soll: einmal, die Sachen zu behalten und sie mit seinem System zu vereinigen, und dann vornehmlich sich die Art eigen zu machen, wie jene Leute die Sachen angehen haben. Das ist die Ursache, warum man jedermann warnen sollte, keine Bücher von Stumpfern zu lesen, zumal wo sie ihr eigenes Raisonnement eingemischt haben. Man kann Sachen aus ihren Komplikationen lernen; allein was einem Philosophen ebenso wichtig wo nicht wichtiger ist, seiner Denkungsart eine gute Form zu geben, lernt er nicht.

Das Sammeln und beständige Lesen ohne Übung der Kräfte hat das Anangenehme, welches ich seit einigen Jahren bei mir bemerke, daß sich alles an das Gedächtnis und nicht an ein System hängt.

Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen. Georg Sp. Lichtenberg.



Die historische, Jahrhunderte alte Scheffellinde mit dem Gasthaus, in dessen Mauern einst Viktor von Scheffel an seinem „Etlehard“ schrieb. In dem Innern des Gasthauses die von E. A. Kellermann begründete „Scheffelstube“ mit dem beachtenswerten künstlerischen Säckelbuche.

Allerlei Wissenswerkes

Der Hundertjährige Kalender

wird auf dem Lande noch hier und da sehr beachtet. Viele Landleute befinden sich in dem großen Irrtum, der Hundertjährige Kalender gebe das Wetter vor hundert Jahren an und dieses Wetter müsse sich heute ähnlich wiederholen. Diese Auffassung ist grundfalsch! Die Witterung nach dem Hundertjährigen Kalender ist nicht diejenige, die vor hundert Jahren stattfand, sondern dieser Kalender wiederholt sich nach je sieben Jahren und stammt noch aus der Zeit, in welcher man das Wetter von der vermeintlichen Wirkung der damals für Planeten gehaltenen Gestirne Mond, Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus und Merkur ableitete. Aus dem Hundertjährigen Kalender ist also nicht der geringste Anhalt für den Ausfall des gegenwärtigen Wetters gegeben! Fr.

Leichenschau

Die Furcht vor der Verührung der Toten geht bei den Eskimo so weit, daß sie einem ertrinkenden oder sonst in ernstlicher Lebensgefahr befindlichen Menschen auf keinen Fall Hilfe leisten würden, sobald sie merken, daß er dem Tode nahe ist. Ja, schon in gewöhnlichen Fällen zieht man einem Kranken, der in den letzten Zügen liegt, das Leichengewand an, um später den entseelten Körper nicht mehr berühren zu müssen. Die Sachen der Toten werden sofort aus dem Hause entfernt, damit sie die Lebenden nicht verunreinigen.

Rauchverbote

In der Türkei wurden dem Tabakrauchen, das 1605 zuerst in Konstantinopel aufkam, anfänglich große Schwierigkeiten entgegen gestellt, indem die Rechtsgelehrten erklärten, dieser neue Brauch widerspreche den Vorschriften des Koran. Wer beim Tabakrauchen erwicht wurde, dem bohrte man als abschreckendes Mittel das Eisenrohr quer durch die Nase und führte ihn als Verbrecher zur Schau umher. Zar Feodorowitsch Romanow bestimmte im Jahre 1641, daß, wer von seinen Untertanen beim Tabakrauchen betroffen werde, ohne weiteres getötet oder ihm wenigstens die Nase abge schnitten werden sollte.

Praktische Ratschläge

Eierkuchen

ist ein gutes Rückenfutter für die ersten Lebenstage. Er wird aus Mehl und Grüze nebst einem rohen Ei angemengt und dann gebacken.

Acht gegenstände

erhalten ihre schöne Farbe wieder, wenn sie mit verdünnter Lauge abgewaschen werden und einige Zeit an der Luft bleiben.

Verzierbild



Die Wäsche liegt hier so allein, wo mag die kleine Wäscherin sein?

Kerzenfede im Kleide
krawe man nicht ab, sondern besuchte sie mit Spiritus, nach dessen Verdunstung Stearin zu Staub wird und abgeburstet werden kann. Wachsleden entfernt man am besten durch Bügeln bei Auf- und Unterlage von Löschpapier. Fr.

Humor des Auslandes

Schlimmer Nachsag

Angehender Komponist (der einem Kritiker seine neueste Komposition vorgelesen hat): „Was sagen Sie zu meinem Werke?“ — Kritiker: „Ich denke, man wird es noch spielen, wenn Beethoven und Mozart längst vergessen sind.“ — Komponist (ertrinkt): „Glauben Sie?“ — Kritiker: „Ja, — aber nicht vorher!“ (Il Motto per ridere)

— Kommiss (zum Prinzipal): „Würden Sie mich für morgen nachmittag beurlauben? Meine Frau möchte, daß ich sie in den Ausverkauf begleite.“ — Prinzipal: „Die Frage hätten Sie sich sparen können. Für solchen Zweck beurlaube ich Sie wirklich nicht.“ — Kommiss: „Gott sei Dank! Nun brauch' ich nicht mitzulaufen.“ (Zeit-Witz)

Sein wunder Punkt

Er: „Liebe Frau, die Geschäfte gehen eben so schlecht, daß wir äußerst sparsam leben müssen.“ — Sie: „Das tue ich auch bereits. Ich mache mir meine Kleider selbst, habe das Dienstmädchen fortgeschickt und besorge den Hauspalt allein.“ — Er: „Du bist ein Engel!“ — Sie: „Und die Zigarettenliste mit den teuren Zigaretten, die du gekauft hast, habe ich gegen zwei Kistchen mit billigen Zigaretten umgetauscht. So hast du länger daran zu rauchen.“ — Er (verdrücklich): „Sparjamkeit ist ja gut, aber übertreiben brauchst du sie doch nicht.“ (Zeit-Witz)

Zum Zeitvertreib

Buchstabenrätsel

Von F. v. W.

Gisela Fleschtern

Bei richtiger Ordnung der Buchstaben ergibt sich der Beruf der Dame.

Verstieberätsel

Die Wörter:

Funke, Scholle, Flieder, Marine, Organist, Eidotter

sind in der gegebenen Reihenfolge untereinander zu schreiben und so lange seitlich zu verschieben, bis je eine fertige Reihe einen deutschen Dichter bezeichnet.

Gleichklang

Kunstvolle Reime zu erfinden, und sie nach Vorchrift zu verbinden, so lauten des Dichters Pflichten, Der in der Form des „Wortis“ will bichten.

Teilt in zwei Wörtern man das Wort, fällt zwar die erste Deutung fort, doch klingt's noch gleich vor unserm Ohr. Und bleibt so nett auch nach wie vor.

E. R. H.

Viele Köpfe, viele Sinne

Mit K ist's da, damit man's ißt, Wenn's topflos tobt, als strenger Herr,
Mit R es ungebeten frist; Bringt es im Winter meist Fr;
Und Heiterkeit herrscht bei dem Mahl, Und es verbindet Fern' und Näh',
Wenn man mit M fällt den Potal, Wenn es als Haupt besitzt ein P.
E. R. H.

Bilderrätsel



Auslösung folgt in nächster Nummer.

Schachlöserliste.

R. Müller, Reichdorf, zu Nr. 36, 38 u. 40. W. Schraft, Münster a. N., zu Nr. 37, 38 u. 39. R. Sappke, Plüderhausen, zu Nr. 37, 38, 39 u. 40. Blümmel,

Sedenheim, zu Nr. 38, 39 u. 40. Th. Heynen, Rhebdt, J. Fehrenbader, Zell a. S., Frau M. Meyer, Egelsbach, Pastor Bürger, Groß-Bickow, J. Schöne, Mannheim, E. Wehe, Velsdorf, und J. Sandomir, Nordern, zu Nr. 39. E. Gaa und R. Pfisterer, Hohenheim, J. Werner, Nieder-Ingelheim, Major Wier, Wählingen a. F., und F. Kunz, Retschen zu Nr. 39 u. 40. J. Zunftig, Esslingen, W. Rodaut, Schwanheim a. M., E. Brüllmeier und P. Mittelbach, Thalheim, J. Haug, Schramberg, J. Rathgeber, Giengen a. Br., und A. Hölzer, Bad Blankenburg, zu Nr. 40. P. R. in F., zu Nr. 40 u. 41. W. Braun, Mannheim-Sandhofen, J. Pfeifer, Rüsselshausen, und M. Kreutmeier, Nottach, zu Nr. 41.

Auslösungen aus voriger Nummer:

Des
Kammräfels: Änderungsaufgabe:
J U P I T E R Kabel, Aiba, Rohr, Trumpf,
A E U O Schab, Falter, Funte, Ewald,
H L B S Lotto (Kartoffel).
R Z E E

Des
Sprachwörter- Gegenwärtigsaufgabe:
räfels: Ehrlichkeit, Sob, Berg, Ebbe,
Der Geiz wächst mit Riese, Feigheit, Erde, Lehrs-
dem Geld. ling, Dummheit
(Eberfeld).

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, Offsetrotationsdruck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.